

Familie ist Zukunft oder: Welche Zukunft hat Familie?¹

Vom 3. bis 6. Oktober 1991 wird in Dresden ein internationaler Kongress unter dem programmatischen Titel »Familie ist Zukunft« veranstaltet. Frau Kirch, eine der Mitautorinnen (fünf Kinder), verdeutlichte das Anliegen der Veranstaltung auf einer Pressekonferenz Anfang September: Der Familie müsse heute wieder der Rang eingeräumt werden, der ihr gebühre. In 40 Jahren DDR sei den Eltern die Erziehung der Kinder zunehmend von staatlicher Seite, von Kindergarten, Schule und Hort abgenommen worden. Die Förderung der Familien habe sich einseitig auf die Förderung der berufstätigen Frauen beschränkt. Der Kongress wolle eine geistige Offensive für die Zukunft der Familie bewirken und deutlich machen, dass die Familie die Grundzelle des Gemeinwesens sei.

Solche retrospektiven Bewertungen der DDR-Realität im Sinne der Altlastenabwicklung sind ja alltäglich, was jedoch nicht beweist, dass sie in ihrer Pauschalität auch stimmen. Wie war das mit der Familie im »real-existierenden Sozialismus«?

Ohne Zweifel wurde den Eltern viel abgenommen, nicht nur an Erziehungsarbeit, sondern auch an Entscheidungsmöglichkeiten und damit an Verantwortung, insbesondere im Bereich der politischen und weltanschaulichen Bildung.

Andererseits änderte aber auch die Tatsache, dass die Hausaufgaben in den ersten vier Schuljahren im Hort statt unter Mutters Fittichen erledigt wurden, nichts daran, dass die Eltern erste Erziehungsinstanz blieben, dass die Qualifikation der Eltern und das damit verbundene intellektuelle Anregungsniveau im Elternhaus Hauptkriterium für schulischen und Studienerfolg der Heranwachsenden blieben. Trotz des unifizierten Bildungswesens oder gerade deswegen, denn viele Kritiker bemängelten, dass gleiche Anfor-

1 Leserbrief an die Leipziger Volkszeitung vom 11.9.1991.

derungen an ungleiche zu einer Vergrößerung der Ungleichheit führt. Interessanterweise konnte in den 1980er Jahren ein zunehmender Einfluss der Mütter auf die Leistungsentwicklung der Kinder festgestellt werden, da sie zumeist beruflich ebenso engagiert wie die Väter und häufig auch ebenso qualifiziert waren. Damit wurde das gutbürgerlich-familiäre Sozialisationsmodell durchbrochen, wonach die Mutter für die Streicheleinheiten und die emotionale Entwicklung zuständig ist, der Vater (als Identifikationsperson) für die Leistungsentwicklung.²

Gewiss war in vielen Familien das Zeitbudget für Gemeinsamkeit mit den Kindern zu gering, gerade in den wichtigen ersten drei Jahren. Aber die frühzeitige gemeinschaftliche Lebensweise Gleichaltriger wurde auch zur wichtigen Sozialisationserfahrung, gerade für Einzelkinder, und wenn sie einerseits zur Nivellierung besonderer und individueller Fähigkeitsentwicklung führte, so andererseits auch zur Kompensation von Defiziten der jeweiligen Herkunftsfamilie.

Auf keinen Fall hat die Förderung der Berufstätigkeit der Frauen ihrer Orientierung auf Familie und Kinder geschadet. Wie auch jüngste Umfragen zeigen, sind diesbezügliche Lebenswerte und -ziele der Ostdeutschen (beiderlei Geschlechts und aller Altersgruppen) bei Weitem stärker ausgeprägt als unter den Altbundesbürgern. Nehmen wir nur das Ergebnis einer jüngst durchgeführten Umfrage des renommierten Allensbacher Meinungsforschungsinstituts: Danach erachten 96 Prozent der Ostdeutschen und lediglich 83 Prozent der Westdeutschen Ehe und Familie für ihr Leben als sehr wichtig. Wenn dem so ist, was hat es dann mit der angeblich notwendigen Neuorientierung familiärer Lebensweise, wie sie die OrganisatorInnen des Dresdner Kongresses einfordern, auf sich? Soll hier vielleicht aus der marktwirtschaftlich bedingten Herausdrängung der Frauen aus dem gesellschaftlichen Arbeitsprozess, aus dieser neuen Not eine neue Tugend gemacht werden? Soll mit der »geistigen Offensive für die Zukunft der Familie« das neue Bewusstsein für die neue

2 Alle Fakten beziehen sich auf Ergebnisse des Zentralinstituts für Jugendforschung Leipzig, die im Leserbrief nur verallgemeinert und ohne Quellenangabe dargestellt werden. Für speziell interessierte Leser*innen sei empfohlen: G.-W. Bathke (2017). Soziale Herkunft und Persönlichkeit – eine unendliche Geschichte im Spannungsfeld von Soziologie und Pädagogik. In Th. Diesner, D. Kirchhöfer & K.-F. Wessel (Hrsg.), *Biografieforschung und Bildungssoziologie*. [Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik, Band 36] (S. 103–134). Berlin: Logos Verlag.

Realität geschneidert werden nach dem Motto: Was Frauen *eigentlich* wollen?

Tatsächlich belegen neueste soziologische Forschungsergebnisse³, dass arbeitslos gewordene Frauen ihren Lebenssinn umdefinieren, dass ihre Orientierung auf Familie und Kinder zunimmt, besonders dann, wenn sie bereits Familie und Kinder haben. Was bleibt ihnen denn auch anderes übrig als der Rückzug in die familiäre Nische?

Ganz anders ist jedoch der Wertewandel bei den Männern und generell bei Jugendlichen. Hier führt die marktwirtschaftliche Umgestaltung zu einem Rückgang des Lebenswertes Familie und zu einem Rückgang des Kinderwunsches, zumindest zu starken Verunsicherungen in diesem Bereich. Ja, selbst die partnerschaftliche Lebensweise wird zunehmend infrage gestellt, schließlich ist das Ideal des Arbeitsmarktes der ungebundene, territorial mobile Single. Für die Zukunft der Familie im Osten Deutschlands ist Folgendes zu prognostizieren:

1. Eine generelle Singularisierung der Lebensweise, bereits im Jugendalter, eine Zunahme der Einpersonenhaushalte (sie machten im Jahre 1990 im Osten zehn Prozent, im Westen 22 Prozent unter den 21–30-Jährigen aus).
2. Ein Rückgang der Heiraten und eine Zunahme des Heiratsalters, besonders bei den Männern (in den 1980er Jahren betrug das durchschnittliche Heiratsalter im Osten männlich = 26 Jahre, weiblich = 24 Jahre, im Westen männlich = 28 Jahre, weiblich = 26 Jahre).
3. Ein Rückgang der Scheidungen und einen Rückgang der alleinerziehenden Mütter. Dies nun allerdings nicht, weil plötzlich die heile Familienwelt ausgebrochen ist, sondern weil neue ökonomische Zwänge und juristische Fixierungen die Institution Ehe »verbindlicher« gestalten. Unterm Strich werden bei weniger und späteren Heiraten und weniger Scheidungen in Ost wie in West etwa ebenso viele Ehen bzw. Familien Bestand haben.
4. Drastisch zurückgehen wird die Geburtenrate, das »Minuswachstum« hat nach über einem Jahrzehnt des Geburtenüberschusses im Jahre 1990 eingesetzt (im Übrigen bei gleichzeitiger Verringerung vorzeitiger Schwangerschaftsabbrüche). Es ist Ausdruck der neuen Konsequenz der neuen sozialen Situation, die eben für die Mehrheit

3 vgl. Kurt Starke: Jugend in Leipzig. Ergebnisse einer Studie unter 1630 Leipzigern im Alter von 12 bis 42 Jahren. Forschungsbericht, Leipzig, August 1991.

der Ostdeutschen zunächst nicht durch prosperierende Wirtschaft und zunehmenden Wohlstand charakterisiert ist, sondern durch existenzielle Verunsicherung, Arbeits- und damit Perspektivlosigkeit. Und *ein* Ausdruck dieser Situation ist: Jetzt nur ja kein Kind.

Um diesen Tendenzen gegenzusteuern, bedarf es nicht in erster Linie ideologischer Offensiven (deren Nutzlosigkeit gelernte DDR-Bürger von früher kennen), sondern praktischer wirtschafts- und sozialpolitischer Schritte. Ein Familienkongress kann helfen, diese Schritte zu beschleunigen, wenn er nur zu den richtigen Schlüssen führt. In diesem Sinne: Viel Erfolg!